

Johnny O'Nellys Niederlage.

Kleine Bilder aus einem Kriegsgefangenenlager. Von Oswald Erbacher (im Felde).

(Schluß.)

IV.

Es kann regnen oder glühen —: Corporal Finnings springt seine vier Stunden am Tage. Es kann glühen oder regnen —: Sergeant Simmonds steht dabei. Er selber springt nicht mehr mit seinen 39 Jahren; aber er steht dabei.

Jawohl: 39 Jahre trägt der alte Kolonialkrieger; und noch ist keine Falte in dem braunergewantenen Kriegergesicht (die Trapper unserer Jugend-Indianerbücher müssen so ausgesehen haben); und nach 5 Monaten Barackenleben zeigt noch immer jeder Schritt den in Sport und Krieg und der Sonne aller Jonen stahlhart gebliebenen Körper. Straff, hochmütig steht er da — eleganter als jeder von den Franzosen — und steht doch in einem schon recht fadeuscheinigen Kaktus.

Ich betrachte seine Medaillenreihe. „Wie lange sind Sie jetzt Soldat, Simmonds?“ „Neunzehn Jahre, Sir.“ „Haben Sie vor diesem Kriege schon irgendwo mitgefochten?“

Ein düres Lächeln. — „Oh, gewiß, Sir. In Indien gegen meuternde Sepoys und gegen Afghanen, im Sudan gegen Keger, von Äben aus gegen die Beni Selim, in Ostafrika gegen Kaffern, in Südafrika gegen die Buren, in China gegen die Boxer...“

„Und jetzt gegen die Deutschen...“ „Ja, Sir.“ „Und glauben Sie nicht, daß man sowohl Kriegsführen auch — Militarismus nennen kann?“

„Ich weiß nicht, Sir, — ich bin kein Politiker.“ „Es stimmt; er ist wirklich kein Politiker. Wenn eine große Nachricht von einem Kriegsausbruch aus den Franzosenbaracken summende Wienhörbe macht: Sergeant Simmonds steht teilnahmslos und sieht seinem Freunde Finnings zu. Er ist Soldat und sonst nichts. Für ihn gibt es — seit 19 Jahren — keine Zweifel, Fragen (außer solchen des Sports), keine Probleme, Gewissensnöte. Nur Befehle. Er ist nach China und nach Sueskanland gegangen, weil sein Geschütz, der Krieg, es befohl. Er ist jetzt Gefangener, weil es der Krieg so bestimmt hat. Und er sieht jetzt, aufrecht, regungslos, die Kriegsmedaillen auf der Brust, im Lager, bis der Befehl kommt, der ihn einmal nach Streits Settlements oder Borneo schicken wird — zum Sporttreiben und Kriegsführen.

Die Franzosen worten in stumpferer oder zitternder Ungeduld, stürzen sich wie die Dabidate auf jedes Gerücht, jede Nachricht, jede Möglichkeit. Simmonds wartet nicht. Wo er steht, da ist sein Platz. Der Rest der Welt interessiert ihn nicht.

Ich denke an Rudyard Kipling, den Dichter, an seine flatternden Fahnen, brennenden Farben. Da ist einer aus seinen Provinzen... Landsknechtromantik, die um nichternes Kaktus brannte. Doppeljöhlen, die ohne Zweifel, ohne Frage durch die Blut und Freundschaft aller Affen gingen. Old Englands Kolonialkrieger, die in ständrische Massengräber sanken, Mann an Mann. Bawiel von Simmonds' Freunden unter Curzon, Seymour, Ritchner noch übrig sind?

Da steht er neben Finnings, aufrecht, gesund wie Du und ich — und doch schon, will mir scheinen, so unwirksam und unlebendig wie ein Stück aus dem ethnographischen Museum. Ein letzter Mohicaner.

V.

Der Bogkampf-Sonntag ist da. Irgendwo ist ein Vulkanpodium aus dem Sand gewachsen. Kolonien von leeren Geringschätzen, Konjunkturküssen, alten Bleichern haben sich in dichten Kreisen rumberum angehebelt. Jeder hatte seinen Vogensitz oder sein Orchesterinstrument selbst mitzubringen. — Die Musikanten haben schon in rötlichen, gelben Klumpen, die Franzosen in blauen, summenden Wienenträuben zusammen. Erwartung und der Geruch der Hunderte von Uniformen ist in der Luft.

7 Uhr. Der Lagerfeldweibel und der Dolmetscher werden als Ehren Gäste von Sergeant Vinandei, dem Mädchenschuldirector aus Rouen, mit künstlerisch vollendeter Lebenswürdigkeit empfangen, bekommen eine richtige Bank und den blauen Programmablatz.

Eine reichhaltige Liste. 18 Nummern im ganzen; damit es keine Eiferjudt zwischen den Nationen geben kann, sind sie weite und genau verteilt: neun die Engländer, neun die Franzosen. Laß sehen. — Was bringen die Franzosen? — Vier Männerchöre, fünf Vorträge ihres Instrumentalquintetts. Und die Engländer? — Nun, das ist einfach zu sagen. Ihre neun Programmnummern

sind neun Gänge Vogen. Vogen und Musik wechseln — in etwas erzwungener Entente — eben ab. Ein etwas kurioser Reiz der Abwechslung. Aber — das sind nun einmal les nécessités de la guerre, n'est-ce pas, entschuldigt Monsieur Vinandei mit feinem Lächeln.

Die Männerchöre schweben warm, getragen, fast zu süß. O ja: das sind keine deutschen Chöre mit ihrem kunstvollen Piano und dem donnernden Forte. Das sind in romanischer Dingenbung weich dahinströmende Gefühlswellen, fast fliehend, fast ohne die Wehre und Schläusen irgendwelcher Dynamik.

Die Stimmen tremolieren hingebend, und die Zuhörer sind andächtig. Die Blaufräde wenigstens; und die Würtengelden hören achtungsvoll zu, mit dem wohlgezogenen Gesicht des Gentleman, der nicht gähnt, auch wenn er sich scheinlich langweilt. Dafür revidieren sich die Franzosen, indem sie bei den Vögeln nicht nur nicht gähnen, auch in Gedanken nicht, sondern sich bald flackernd und lichterloh mit erheben. . . .

Nun muß ich freilich bitten, mir die Notierung der Blaufräuelnden Rasen und geschrammten Lippen — oder worin sonst ein wirklich sachverständiger Bericht bestehen würde — zu schenken. Es wird „guter Sport“ geschlagen, erzählt man mir, und ich glaube es bereitwillig. Es ist nicht so roh, wie ich gefürchtet, — nicht so interessant, wie ich erwartet hatte — — und so habe ich mir einige Spannung bald nur noch auf O'Nellys und Finnings Kampf ausgehoben.

Und der bringt denn auch — zufällig — noch etwas Besonderes. Um es kurz zu machen —: es geht dem guten Johnny dreißig. „Junge Junge, was hast du dir gepufft,“ brummt der Landsturmposten, der vorn die Aufrechterhaltung der Ordnung allegorisiert. Und dasselbe wird ringsum — nur in anderen Sprachen — gedacht.

Dreimal hat Schiedsrichter Simmonds schon abpfeifen müssen, weil O'Nelly aus dem Kreidkreis getaumelt ist. Zweimal hat ihn offensichtlich nur die Pause vor dem Niederbruch gerettet. Die Entscheidung ist da.

Unter Finnings' kalblütigen Stößen wehrt sich O'Nelly, das sonst ewig bewegliche Gesicht blass und blutig, der sicheren Niederlage zu.

Seine Gegenstöße erlahmen, erblinden zusehends. Jetzt holt Finnings zum letzten Angriff aus. Da... noch ehe er zuschlägt, stolpert O'Nelly, will erschöpft hinfallen, wie ein Sud. Finnings blühschnell auf ihn los und... „Nanu? — Was ist denn los? — Warum hält Finnings ihn denn fest?“

Der belgische Student neben mir sucht hastig zu erklären. „Damit er nicht fängt...“ „Ja — aber — gerade wenn er gestürzt wäre, hätte Finnings doch gesiegt!“ — Ich verstehe wirklich nicht.

„Allerdings — aber nicht sportsgerecht gewonnen, verstehen Sie? — Darum hält Finnings ihn aufrecht. Damit der Kampf richtig ausgekämpft werden kann, verstehen Sie?“ — Schiedsrichter Simmonds sieht uns beiden auf den Mund. Er versteht keines der französischen Worte, aber er liest aus Miene und Gestik, wovon wir sprechen.

Er brugt sich zu mir herüber, sagt bedeutungsvoll: „Fair play!“ und beobachtet scharf und beriebtigt weiter. Da oben hat sich O'Nelly eben erholt und Finnings läßt ihn los — — um ihm, nach der Muskelknete-Pause, „fair“ und ungewissbar den Rest zu geben.

VI.

Der Löwener Student berührt meinen Arm. „Sehen Sie den Schwarzhaarigen da? Der mit so bitterbösem Gesicht zusieht?“

„Das ist doch ein Landsmann von Ihnen?“ „Gewiß. Eben den wollt' ich Ihnen doch zeigen. . . . Der ist nämlich Verasbozer; und leidenschaftlicher Voger noch dazu. Aber Simmonds hat ihn nicht mitbringen lassen. Die Engländer wollen ihn nicht dabei haben. Er bogt nämlich „unfair“, wenn er in Hitze kommt — und er kommt immer in Hitze. . . . Ja, und nun hat er natürlich eine fürchterliche Wut. Und wenn er's fertig gebracht hätte, wäre er am liebsten ganz fortgeblieben. Aber das hat er doch nicht fertig gebracht...“

Ich kenne den Schwarzgen. Er ist ein widerhaariger Vursche. Vielleicht der einzige im ganzen riesigen Lager, der nach einem Vierteljahr Gefangenschaft die Deutschen noch haßt, sinnlos haßt. Es hat neulich erst vor dem Lagerfeldweibel eine Verhandlung wegen ihm gegeben, weil er ewig mit Gräuel- und Heßgeschichten hausieren geht. Er hatte immer nur die eine, verbissene Antwort gehabt: „Ihr habt mir mein Haus in Saint Albain angezündet.“

Nun steht er mit wütend verkniffenen Augen da. Sie lassen ihn nicht mitbringen!

mal uns andere, ob denn niemand komme. Denn jetzt könne er wohl nicht länger mit der Kleinen draußen stehen. Jan richtet seinen Blick auf den Stornipa, der aus den Birkenwäldchen und Ackerden in Askedalarna steil aufragte und wie ein Festungsturm Wache hielt, um alle Fremden fernzuhalten. Es hätte ja doch sein können, daß irgendeine vornehme Dame, die auf dem Berge gewesen war, um die schöne Aussicht zu betrachten, auf dem Rückwege die Richtung verfehlen und sich bis nach Skolyda verirren würde.

Er beruhigte Katrine, so gut er konnte. Es fehle ihnen nichts, weder ihm noch dem Kinde. Da er nun so lange dagesstanden habe, wolle er auch noch ein wenig länger warten. Nirgends war ein Mensch zu sehen; aber Jan war fest überzeugt, daß ihm Hilfe zuteil werde, wenn er nur noch ein wenig warte. Es konnte ja nicht anders sein. Er hätte sich auch gar nicht verwundert, wenn eine Königin in einer goldenen Kutsche durch Gebirge und Waldesdickicht dahergefahren gekommen wäre, um dem kleinen Mädchen in seinen Armen ihren Namen zu geben.

Wieder verging eine Weile; aber nun fühlte Jan den Abend herannahen, und da konnte er nicht länger draußen stehenbleiben.

Katrine konnte auf der Uhr im Zimmer sehen, wie spät es war, und sagte wieder, er solle jetzt hereinkommen. „Gob' nur noch einen Augenblick Geduld!“ erwiderte Jan. „Ich glaube, ich kann dort drüben im Westen jemand herankommen sehen.“

Den ganzen Tag hindurch war das Wetter trüb gewesen, aber in diesem Augenblick brach die Sonne durch die Wolken und ließ ein paar goldene Strahlen auf das Kind fallen. „Ich verwundere mich nicht, daß Du Dir die Kleine ansehen willst, ehe Du Dich zur Ruhe begibst,“ sagte Jan zu der Sonne. „Sie ist es wert, daß man sie ansieht.“

Die Sonne brach immer heller hervor und warf einen roten Schein auf das Kind und das ganze Häuschen. „Aha, Du willst wohl überdies Patenfelle bei der Kleinen übernehmen?“ sagte Jan in Skolyda.

Darauf gab die Sonne keine direkte Antwort; in rotgoldener Pracht leuchtete sie noch einmal hell auf, zog dann aber den Wolkensleier wieder vor und verschwand. Nun erklang Katrines Stimme aufs neue.

„Ist jemand dagewesen?“ fragte sie. „Es war mir, als hättest Du mit jemand gesprochen. Du mußt jetzt hereinkommen.“

„Was wetten Sie —: in diesem Augenblick haßt er die Engländer noch mehr als uns...“ „Nanu schon fein. . . . Es ist aber auch zu gemein von Simmonds...“ meint der junge Mediziner und lacht. (2)

Kleines Feuilleton.

50 Jahre Straßenbahnen in Deutschland.

Im Juni 1865 wurde in Deutschland die erste Straßenbahn eröffnet. Sie wurde mit Pferden betrieben und diente größtenteils den Berlinern für den Ausflugsverkehr, der sich vom Brandenburger Tor nach der Berliner Vorstadt Charlottenburg bereits damals recht lebhaft entwickelte. Als in den neunziger Jahren die erste Straßenbahn nach Regal fertig wurde, nahm der Berliner vorher erst Abschied, um wie man sich unter damaligen Verhältnissen vorstellte, eine längere Reise zu unternehmen! Gegenüber unserem heutigen modernen Verkehr war der damalige Straßenbahnbetrieb ein recht langweiliger und besonders im Winter bei Schneeeis mußte man oft ganz auf Beförderung verzichten. In den 50 Jahren hat sich nun vieles geändert und das außerordentlich schnelle Anwachsen der Bevölkerung hat zu einer Verbesserung der Verkehrsverhältnisse geführt. Zweck der Straßenbahnen war von Anfang an die schnelle, billige, sichere und dauernde Bewältigung des Personenverkehrs innerhalb der Städte sowie zwischen ihnen und nähergelegenen Orten. Es war in den meisten Fällen leicht möglich, dem Geschäftsverkehr und den Wohnungsbedürfnissen besonders Rechnung zu tragen. Auf die Ausgestaltung der Städte hat die Entwicklung der Straßenbahnen in der vorteilhaftesten Weise Einfluß ausgeübt. Der Begriff der Entfernung mit den ihm ehemals anhaftenden Schrecknissen ist geschwunden. Die Bevölkerung hat es nicht mehr nötig, in den dumpfen Geschäftsvierteln der Städte zu wohnen, sie findet mehr und mehr in den Vororten nach Maßgabe ihrer Mittel frische Luft und gesünderes Unterkommen.

Anfang der achtziger Jahre machten sich Bestrebungen bemerkbar, den Dampfbetrieb neben dem Pferdebetrieb einzuführen, aber man kam nicht viel weiter als über Versuche hinaus, bemerkenswerte Fortschritte konnte man nicht erreichen. Erst die gelegentlich der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1879 vorgenommenen Versuche Werner von Siemens mit elektrisch betriebenen Bahnen sollten einem weiteren Fortschritt fördernd sein. Zwei Jahre später wurde die brauchbare elektrische Bahn Berlin-Lichterfelde in Betrieb gesetzt und im Jahre 1882 erfolgte die Inbetriebsetzung der umgebauten Pferde-Eisenbahn von Charlottenburg nach dem Spandauer Bod und nach und nach erweiterte sich das Straßenbahnnetz über ganz Berlin und seine Vororte. Anschließend hieran nahmen auch andere Städte den elektrischen Betrieb auf und bereits 1894 waren in Deutschland 600 Kilometer elektrische Straßenbahnen mit etwa 1400 Motor- und Anhängerwagen im Betriebe. Während man besonders mit der Anhebung des Betriebsstromes in den ersten Epochen Schwierigkeiten hatte, gelang es bald durch den Bau eigener Zentralen und der heute bekannten Heberlandstromwerke Hilfe zu schaffen und ist die technische Entwicklung des elektrischen Betriebes in dem Bau von Untergrundbahnen durchaus bemerkenswert.

Notizen.

— Berliner Volkschor. An Stelle des zum Militär eingezogenen Dirigenten Dr. Ernst Jander hat Herr Königl. Musikdirektor Fichte die Leitung des Berliner Volkschors übernommen.

— Ein seltenes Naturkauspil konnte, wie in der „Natur“ mitgeteilt wird, bei Vauhen beobachtet werden, nämlich die Vergesellschaftung von Weide und Eberesche. Zwei nebeneinanderstehende Weiden haben je einer Eberesche Wohnung und Nahrung gegeben. Die beiden Fremdlinge sind im Laufe der Jahre größer geworden als die Weiden. Der Samen ist wohl durch den Rot von Vögeln dahin gekommen und hat in der faulenden Weide zunächst seine Nahrung gefunden. Die eine Eberesche hat eine starke Wurzel nach unten getrieben, die die alte Weide geborsten hat, so daß sie nun jetzt in der Erde ihre Nahrung findet.

— Das freudigste Erlebnis der Soldaten. Eine französische Schützengrabenzeitung veranstaltete eine Kundfrage, die lautete: „Welches Ereignis hat seit Ausbruch des Krieges den französischen Soldaten die größte Freude bereitet?“ Die Antworten auf diese Frage sind charakteristisch genug. Der größte Teil der Antworten lautete: „Der Heimaturlaub.“ Der zweitgrößte Teil der Antworten: „Die Erhöhung des Soldes auf 5 Sous täglich.“ (2)

Jans Heimweh.

Eine Geschichte aus dem Wäerland von Selma Lagerlöf.

Schon seit dem frühen Morgen hatten die Eheleute versucht, für das Kind einen Namen zu finden. Sie hatten es euzs reislichste hin und her überlegt, sich aber noch immer nicht für einen von all den vielen Namen entscheiden können.

Schließlich hatte Katrine gesagt: „Jetzt weiß ich mir keinen anderen Rat, als daß Du Dich mit dem Kinde auf die Türschwelle stellst und dann das erste Frauenzimmer, das vorüberkommt, nach ihrem Namen fragst. Den Namen, den sie Dir angibt, müssen wir dann dem Mädchen geben, einerlei ob er grob oder fein ist.“

Aber das Häuschen lag etwas abseits vom Wege, und es pflegte nicht oft jemand vorbeizukommen. Jan stand schon sehr lange unter der Tür, und noch immer war niemand vorbeigegangen.

Auch an diesem Tag herrschte trübes Wetter; aber es regnete nicht, auch war es weder windig noch kalt, eher etwas schwül.

Wenn Jan nicht mit der Kleinen im Arm dagesstanden hätte, so hätte er sicherlich die Hoffnung auf einen Vorübergehenden schon längst aufgegeben, und er hätte zu sich selbst gesagt:

„Mein guter Jan Andersson, vergißt Du denn, daß Du ganz entlegen am Dufsee in Askedalarna wohnst, wo es nur einen einzigen richtigen Bauernhof gibt und sonst nur noch einige kleine Rätnerhäuschen und Fischerhütten unherliegen? Wen gäbe es da wohl mit einem so vornehmen Namen, der Dir für Dein kleines Mädchen recht wäre?“

Da es sich aber jetzt um sein Töchterchen handelte, zweifelte Jan gar nicht an einem endlichen günstigen Ausgang. Er schaute nach dem Dufsee hinüber und wollte gar nicht sehen, wie verlassen und einsam dieser in seinem Vergessel dalag. Es könnte ja doch sein, daß eine vornehme Dame mit einem schönen Namen von dem Dufnäser Hüttenwerk auf diese Seite des Sees herüberruderte. Jan war beinahe sicher, daß es nur um des kleinen Mädchens willen so gehen werde.

Das Kind schlief die ganze Zeit, er konnte also ganz ruhig unter der Tür stehen bleiben und warten, so lange er Lust hatte. Schlimmer war es bei Katrine. Sie fragte ein-

„Ja, jetzt komm ich,“ sagte Jan und trat auch sogleich herein. „Eine furchtbar vornehme Dame ist eben vorbeigegangen. Aber sie hatte es sehr eilig; ich konnte ihr kaum guten Tag sagen, da war sie auch schon wieder verschwunden.“

„Ach je, das ist doch recht ärgerlich, nachdem wir nun so lange gewartet haben! Du hast sie wohl gar nicht nach ihrem Namen fragen können?“

„Doch, sie hieß Mara Jina Gulleborg“, so viel hab ich aus ihr herausgebracht.“

„Mara Jina Gulleborg! Das ist doch wohl ein zu vornehmer Name für das Kind,“ sagte Katrine, erhob dann aber doch keinen weiteren Widerspruch.

Aber Jan in Skolyda war ganz bestürzt über sich selbst, weil er auf so etwas Großes verfallen war, wie die Sonne als Patin für sein kleines Mädchen zu nehmen es doch war. Ja, in dem Augenblick, wo ihm das Kind in die Arme gelegt wurde, war er ein neuer Mensch geworden.

Die Taufe.

Als das kleine Mädchen in Skolyda zum Vortter gebracht werden sollte, um die heilige Taufe zu empfangen, benahm sich Jan, ihr Vater, sehr dumm; es fehlte nicht viel, so hätte er von seiner Frau und auch von den Gevatterleuten heftige Schelte bekommen.

Erk in Jallas Frau wollte das Kind über die Taufe halten. Sie fuhr mit der Kleinen im Arm nach dem Pfarrhaus, und Erk in Jalla ging selbst neben dem Wogen her und führte die Zügel; die erste Wegstrecke bis zum Dufnäser Hüttenwerk war so schlecht, daß man sie kaum einen Weg nennen konnte, und Erk in Jalla wollte vorichtig sein, wenn er ein ungetauftes Kind im Wagen fuhr.

Jan in Skolyda hatte der Abfahrt aufmerksam zugehört. Er hatte das Kind selbst aus dem Hause herausgeholt, und niemand wußte besser als er, welch prächtige Leute das waren, die jetzt das Kind übernahmen. Erk in Jalla war beim Fahren ebenso zuverlässig wie in all seinem anderen Tun, das wußte Jan sehr wohl, und die Mutter in Jalla hatte selbst sieben Kinder geboren und aufgezogen, das wußte Jan auch; deshalb hätte er sich also nicht im geringsten beunruhigt zu fühlen brauchen.

(Fortf. folgt.)

*) Mara Jina Gulleborg, auf deutsch: Helle schöne Goldberg.

